Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 173. Donnerstag den 4. April 1895. 89. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 4. April.

Die **freisinnige Volkspartei** hat es bekanntlich für angemessen gehalten, am Sonntag, gleichsam zur Vorfeier des 80. Geburtstags des Fürsten Bismarck, in Berlin einen Provinzialparteitag abzuhalten und sich von ihm zu der am 23. März im Reichstage beobachteten Haltung beglückwünschen zu lassen. Herr Eugen Richter hat bei dieser Gelegenheit nach einem unwidersprochen gebliebenen Berichte, den wir in unserem Abendblatte vom Dienstag mitgetheilt haben, den folgenden historisch-politischen Gedanken entwickelt: „Das **Centrum** sei als Vorkämpferin für die Toleranz und heftigste Gegnerin jeder Unterdrückung des Glaubens und des Zwanges der Gewissen groß geworden und habe auch Mitglieder an seine Fahnen gefesselt, deren Katholicismus wenig ausgeprägt war. Jetzt schlage die Partei direct entgegengesetzte Bahnen ein. Mit der Annahme der Umsturzvorlage und den Anträgen, welche das Centrum dazu gestellt und mit Hilfe der Conservativen, mit denen es eben erst aus Anlaß der Bismarck-Ehrung zusammengerathen, durchgesetzt, habe es sich zur schlimmsten Intoleranz bekannt." Der Führer des Fortschritts, des Freisinns und der Volkspartei hat die Welt daran gewöhnt, einen hohen Grad politischer Kurzsichtigkeit an ihm zu beobachten, aber es muß doch überraschen, daß er die feierliche Gelegenheit eines Parteitages benutzt hat, um der Welt zu verkünden, daß er sich mit seiner Gefolgschaft fünfundzwanzig Jahre hindurch über das Wesen der stärksten und seit Langem im deutschen Reichstage ausschlaggebenden Partei in einem fundamentalen Irrthum befunden hat. Oder wird der Irrthum vorgeschützt, um die vieljährige, den Liberalismus so schwer schädigende Bundesgenossenschaft des Freisinns mit dem Ultramontanismus nachträglich zu entschuldigen? Gleichviel, wer, ohne selbst klerikal zu sein, „vor Mehreren" zu sagen wagt, die Centrumspartei sei eine Vorkämpferin der politischen Freiheit gewesen, der stellt sich unter die Erscheinungen des öffentlichen Lebens als eine beachtenswerthe Curiosität. Das Centrum war, was es ist, von Anbeginn, und wo es sich für liberale Einrichtungen entschied, handelte es gemäß der von dem französischen Klerikalen Bemillot in der Zeit Napoleon's III. ausgeplauderten, für den Ultramontanismus in allen Verfassungsstaaten maßgebenden Regel: „Wir helfen den Liberalen die Freiheit erkämpfen, um die errungene zur Ausrottung des Liberalismus zu gebrauchen." Diese Richtschnur war in dem bisherigen Verhalten des Centrums zur Umsturzvorlage so deutlich erkennbar, daß selbst Herr Richter sie hätte bemerken können: neben den auf Erstickung jeder geistigen Lebensregung berechneten Anträgen Rintelen die Erweiterung der „Freiheit" — der geistlichen Agitation durch die Beseitigung des Kanzelparagraphen und ihr Schutz durch Festhalten an dem Rechte, geistlichen Ungehorsam gegen die Staatsgesetze zu glorificiren. Auch in der Beschränkung auf die religiöse Toleranz wäre die Beurtheilung der Vergangenheit des Centrums, die ihr seitens des Herrn Richter zu Theil geworden ist, eine völlig ungerechtfertigte. Diese „heftigste Gegnerin jeder Unterdrückung des Glaubens und des Zwanges der Gewissen" hat in Bayern nicht geruht, bis die Altkatholiken ihrer Rechte verlustig gingen, und sucht in Preußen, wie alljährlich die Cultusetatsdebatten im Abgeordnetenhause zeigen, dasselbe durchzusetzen. Auch das Spüren nach dem Bekenntniß der Staatsbeamten und die Anfeindung der nichtklerikalen Katholiken unter ihnen verriethen von jeher das Gegentheil von dem, was Herr Richter am Centrum bewundern zu dürfen glaubt. Die römische Kirche versteht es allerdings trotz des Unfehlbarkeitsdogmas, durch Milde gegen nicht ganz strenggläubige Glieder den Abfall derselben zu verhüten; aber das Centrum, das sich gar häufig päpstlicher als der Papst erweist, hat von solcher Milde noch nichts gezeigt. Daß für Politiker „mit wenig ausgeprägtem Katholicismus" die Anziehungskraft des Centrums in dessen Duldsamkeit gelegen habe, ist eine neue, noch nicht einmal von dieser Partei vorgetragene Auffassung. Bisher glaubte man, der Haß gegen die deutsche Entwickelung seit 1866, zu deren Hemmung und Rückbildung das Centrum gegründet worden ist, habe ihm religiös indifferente particularistische Katholiken sowie Protestanten zugeführt, und die Fortschrittspartei der siebziger Jahre hat diesen Glauben getheilt. Das Centrum gefiel eben Welfen und Anderen als Partei aus denselben Gründen, der es dem späteren, unter die jetzige Führung gerathenen Fortschritt als Bundesgenossen werth machte. An die Zerreißung dieses Bündnisses glauben wir daher trotz des plötzlichen peinlichen Erstaunens des Herrn Richter nicht. Als er sich mit dem Centrum zu dem als groß und die politische Constellation der nächsten Zukunft bestimmend gedachten Acte der Verweigerung der Ehrung Bismarck's verband, hatte sich dieses schon längst durch seine Anträge zur Umsturzvorlage „zur schlimmsten Intoleranz" bekannt. Und wenn nun Herr Richter mit den Seinigen gegen die vom Centrum verbesserte Umsturzvorlage Sturm läuft, so wird er doch aus alter Liebe zu Dr. Lieber und den Seinigen, aus gemeinsamem Haß gegen Bismarck und sein Werk, wie aus Hilfsbedürftigkeit diesen Sturmlauf abblüßen durch um so größere Unterwürfigkeit unter das Commando des Centrums, so oft dieses sein „freiheitliches" Bestreben durch Fesselung der deutschen Kraft und Hemmung des wirklichen Fortschrittes betundet.

Daß die verbündeten Regierungen, wenn sie den unheilvollen Einfluß des Centrums auf die Reichspolitik brechen oder wenigstens vermindern wollen, den **Conservativen** ziemlich weit entgegenkommen müssen, ist selbstverständlich. Aber unverständlich wäre es, wenn dieses Entgegenkommen so weit ginge, daß es nicht nur die mittelparteilichen Elemente zurückstieße, sondern auch die Regierungsautorität in Gefahr brächte. Seltsam muß daher die heute von der „Kreuzztg." bestätigte Nachricht berühren, daß der preußische Landrath und conservative Abgeordnete von Hollenffer, einer der eifrigsten Vertheidiger des **Antrags Kanitz**, in das Ministerium des Innern berufen worden ist. Herr v. Hollenffer ist gewiß nicht dazu ausersehen, unter den Augen des Herrn v. Köller eine Thätigkeit zu entfalten, die ihn in einen Gewissensconflict mit seinen agrarischen Ueberzeugungen bringen müßte. Und trotz seines entschiedenen Eintretens für den Antrag Kanitz, den der Kaiser und seine Minister für undurchführbar und schädlich bezeichnet haben, wird dieser Herr befördert. Das muß förmlich wie eine Prämie auf die Bekundung noch größeren Eigensinnes in der Verfolgung der unmöglichen agrarischen Ziele wirken und das Vertrauen auf das Zielbewußtsein der preußischen Regierung erschüttern. Es wird daher höchste Zeit, daß das preußische Ministerium in seiner Gesammtheit energische Stellung gegen die Agitation für den Antrag Kanitz nimmt. Nach der Erklärung des Reichskanzlers im Reichstage richtet sich die Agitation des Bundes der Landwirthe gegen die Regierung selbst, es wäre daher unerhört, wenn der preußische Minister des Innern den von ihm abhängigen Beamten gestattete, sich auch fernerhin an dieser Agitation zu betheiligen. Die Regierung würde anderenfalls ihre eigene Stellung untergraben; denn welche Bedeutung soll man der Ablehnung des Antrages Kanitz beimessen, wenn die Landräthe und Regierungsräthe in der Provinz kein Bedenken tragen, für die Hebung der Getreidepreise durch Verstaatlichung der Getreideeinfuhr zu agitiren? Die ländliche Bevölkerung würde darin den Beweis sehen, daß es der Regierung mit der Ablehnung des Antrages Kanitz nicht ernst ist oder daß sie nachgerade nicht mehr kann, was sie will. Die Frage braucht ja nicht von heute auf morgen beantwortet zu werden; aber lange wird man nicht damit warten können, ohne die Regierung dem Vorwurf auszusetzen, daß sie durch ihr Verhalten dazu beigetragen habe, den Eindruck der Erklärungen im Parlament abzuschwächen. Daß der Gegensatz zwischen dem Grafen Caprivi und dem Grafen Eulenburg früher eine einheitliche Haltung der Reichsregierung auf der einen und der preußischen Regierung auf der anderen Seite unmöglich machte, war erklärlich. Nach der Wiedervereinigung des Reichskanzleramts und des preußischen Ministerpräsidentenamts in der Person des Fürsten Hohenlohe muß man eine Wiederholung dieser politischen Fehler um so mehr für ausgeschlossen halten, als die Entscheidung zu Ungunsten des Antrages Kanitz in erster Linie im preußischen Staatsrath und demnächst im preußischen Staatsministerium getroffen worden ist.

Ueber die nervöse Aufregung der öffentlichen Meinung in **Frankreich** bezüglich der Landesvertheidigung und Spionage, die von den Revanchepatrioten durch planmäßiges Hetzen hervorgerufen und durch die tollsten Räubergeschichten immer wieder neu aufgestachelt wird, läßt sich das „Journal des Débats" folgendermaßen vernehmen:

„Von den neuesten Geschichten spricht man ohne Zweifel gegenwärtig bereits nicht mehr und schämt sich wahrscheinlich sogar, etwas überhaupt davon gesprochen zu haben. Inzwischen zeugen solche Vorfälle, die sich an so viele frühere anreihen, leider von einem Zustande dauernder Ueberspannung, mit dem man sich je eher desto besser ernstlich beschäftigen sollte. Die ernste Seite dieses Zustandes liegt darin, daß die Neuigkeitsjäger in ihrer traurigen Beschäftigung durch die krankhafte Neugierde eines Theiles der Bevölkerung angeregt und ermuthigt werden. Dieser Theil der Bevölkerung verlangt nämlich so gierig nach heftigen und ungesunden Gemüthsbewegungen, daß es unerläßlich wird, ihm jeden Morgen die Nerven ein wenig zu peitschen, indem man ihm das Vaterland in Gefahr erscheinen läßt. Es gab eine Zeit, wo die allgemeine Verachtung und ihre furchtbarste Folge, der Verlust massenhafter Abonnenten, mit diesen dreisten Versuchen stets und trotz alledem (quand même — das Lieblingswort der Hetzpatrioten) die öffentliche Aufmerksamkeit zu galvanisiren, kurzen Proceß gemacht hätte. Allein heute ist das Alles anders geworden. Je mehr solche beunruhigende Nachrichten ein Blatt in Umlauf setzt, desto mehr Käufer reißen sich darum, und desto mehr ist man noch geneigt, ihm aus seiner „Wachsamkeit" ein Verdienst zu machen. Das „geistreichste Volk der Welt" verschluckt heute, ohne zu zucken, die verrücktesten Schnurrpfeifereien und regt sich über die thörichtsten Räubergeschichten auf. Doch, wie gesagt, es liegt eine sehr ernste und thatsächliche Gefahr darin, daß sich im Lande langsam aber stetig eine solche Umwandlung des Geistes vollzieht. Was soll daraus in der Stunde der höchsten Gefahr werden? Die Geschichte und der gesunde Menschenverstand lehren uns, daß in diesen Stunden der Entscheidung die werthvollsten und wesentlichsten Tugenden für eine Nation in ruhiger Sammlung und unbedingter, unerschütterlicher Kaltblütigkeit, in unverbrüchlichem Vertrauen auf die eigene Kraft und ihr gutes Recht, auf sich selbst und auf alle Diejenigen bestehen, denen sie selbst ihr Schicksal anvertraut hat. Der Erfolg ist nur um diesen Preis zu erlangen, und Diejenigen entrücken uns den Erfolg, die sich bemühen, die Nervosität des Volkes, den furchtbarsten von all unsern Feinden, von dem wir uns an nothwendigsten losmachen müßten, zu nähren und übermäßig zu reizen."

Leider ist keine Aussicht auf eine beruhigende Wirkung dieser vernünftigen Strafpredigt vorhanden.

Die **norwegische** Krise spitzt sich immer mehr zu. Seit dem 27. Februar ist das Land insoweit ohne Regierung, als das conservative Ministerium Stang seine Entlassung eingereicht und der König sie principiell genehmigt hat; die Regierung führt nur thatsächlich die Geschäfte fort. Unter dem 27. März ist König Oskar II. aus Stockholm nach Christiania zurückgekehrt und zum großen Kummer der demokratischen Presse von der Bevölkerung jubelnd empfangen worden. Er richtete dann an das Ministerium Stang die Aufforderung zur Zurücknahme des Entlassungsgesuches, aber in einer am 31. März abgehaltenen Staatsrathssitzung wollte das conservative Cabinet nach dem Wahlausfall auf seinem Rücktritt bestehen. Dankenbender gingen wiederholte Versuche des Königs, die norwegische Linke für einen Ausgleich zu gewinnen und auch die eigens berufene schwedische Reichstagscommission vermochte die radicalen Forderungen der Linken nicht zu befriedigen. Wie weit dieselben gehen, davon gab, wie gemeldet wurde, der radicale Großthingdeputirte Rinde einen Begriff durch die Aeußerung des Bedauerns darüber, daß „ein fremder Mann in einem fremden Lande der Oberbefehlshaber der nationalen Wehrkraft sei". Auf diese vom Präsidenten bezeichnender Weise nicht gerügte Aeußerung hin hat denn der König jede weitere Verhandlung mit der Linken als völlig aussichtslos abgebrochen und nach dem vergeblichen, weil von der Linken aufs Heftigste bekämpften Versuch, ein Geschäftsministerium Michelet zu bilden, ist, wie uns heute berichtet wird, folgendes Schreiben des Königs vor dessen Abreise von Christiania an den Ministerpräsidenten Stang ergangen:

* **Christiania**, 3. April. „Ich habe nach meiner Ankunft in Christiania ernstlich die dringenden und wiederholten Vorstellungen meiner norwegischen Minister, ihr Abschiedsgesuch zu bewilligen, in Erwägung gezogen. Allein ich kann den vom Staatsrath vorgeschlagenen Weg erneuter Verhandlung mit der Majorität des Storthings nicht einschlagen. Ich muß bestimmt festhalten, daß die Majorität meine hierfür aufgestellten Bedingungen schon unzweideutig abgelehnt hat. Auch später ist nichts geschehen, was meine hierauf bezüglichen Ansichten ändern könnte. So lange die Majorität des Storthings ihre gegenwärtige Haltung nicht ändert, verbietet mir meine Stellung als König von Norwegen und König der Union, nochmals mich an diese Majorität zu wenden. Die Verfassung Norwegens kennt keine Forderung, daß der König gezwungen ist, als Minister nur Männer zu wählen, welche der Majorität des Storthings angehören oder ihre Parteiansichten theilen. Da ich trotz meiner ehrlichen Bestrebungen keine Möglichkeit erblicke, auf irgend eine andere Weise ein neues Cabinet zu erhalten, kann ich jetzt keine Entscheidung über die Abschiedsgesuche des Ministeriums treffen. Mein warmer Wunsch, die Unionsfragen ohne Zögern in einer für beide Reiche befriedigenden Weise zu ordnen, hat sich zu meiner großen Besorgniß nicht erfüllen lassen, weil meine norwegischen Rathgeber unter den gegenwärtigen Umständen eine sachliche Verhandlung mit Schweden für unmöglich halten".

Daß auch nach diesem, in jedem Worte correcten, Schreiben des Königs die Lage unhaltbar bleibt, liegt auf der Hand, denn so lange die jetzige radicale Storthingsmehrheit nicht beseitigt ist, kann ein conservatives Ministerium sich unmöglich halten und das Land kommt aus den schwersten Conflicten nicht heraus. In welcher Weise die Krise sich weiterentwickeln wird, ist unmöglich abzusehen, so viel aber kann mit Befriedigung constatirt werden, daß unter den Wählern der Linken selber die Forderungen um Erzielung eines Ausgleichs sich mehren. So ist immer noch zu hoffen, daß das Land, wenn es nochmals befragt wird, sich nicht im Sinne des radicalen Separatismus eines Rinde ausspricht.

Feuilleton.

Die Französin.

4] Roman von Arthur Zapp.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Die Frau Oberst fühlte sich ebenso sehr ürbrachscht wie empört.

„Schweig!" rief sie heftig — „schweig! Es kommt Dir nicht zu, an diese Dinge zu rühren, die glücklicherweise überstanden sind. Auch ich will — und dafür solltest Du mir dankbar sein — nicht mehr daran denken. Nur das Eine laß Dir gesagt sein, daß Du gut thust, Dich in diesem Hause mehr als die Tochter Deiner Mutter zu fühlen, die eine Deutsche, eine geborene Freiin von Marenburg war, denn als das Kind Deines Vaters."

Die letzte Aeußerung traf die Gescholtene noch weit herber, als es der frühere Tadel gethan. Madeleine fühlte sich in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt. Sie hatte zwar ihren Vater nie gekannt, aber seit früher Kindheit an hatte sie sich gewöhnt, sein Andenken als etwas Heiliges zu bewahren und nun, nun wurde ihr zugemuthet, ihn zu verleugnen, ja, es sich vielleicht als Unglück und mehr: als förmliche Schuld anzurechnen, daß sie seine Tochter war. Die Thränen stürzten ihr vor Schmerz und Erbitterung in die Augen, während sie mit zitternder Stimme entgegnete:

„Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst, Tante, daß ich mich nicht als die Tochter meines Vaters fühlen soll, aber wenn Du meinst, daß ich Grund hätte, meines Vaters anders als mit Gefühlen der Verehrung und Liebe zu gedenken, so — so verleumdest Du ihn."

„Madeleine!"

„Ja, so verleumdest Du ihn. Mein Vater war französischer Officier und ist in der Schlacht für sein Vaterland gefallen und deshalb bewundere und verehre ich ihn."

Die Frau Oberst lachte schrill auf, aber sie besann sich noch im rechten Moment. Die fromme Legende, daß Roger Roncourt in ehrlichem Kampf als Soldat sein Leben verloren hatte, war auch ihren Kindern mitgetheilt worden. Weder Herbert noch Else ahnten, in welcher Beziehung ihr Vater zu Roger Roncourt's Tode stand. Mit der oft geübten Selbstbeherrscherin seiner Dame bezwang die Frau Oberst die sie anwandelnde Versuchung, die Trotzige zu demüthigen und niederzuschmettern.

„Ich habe Dir nicht zugemuthet, sagte sie mit der Miene stolzer Ueberlegenheit", und nicht von Dir verlangt, daß Du Dich Deines verstorbenen Vaters anders als mit kindlichen Gefühlen erinnerst, nur erwarten wir von Dir, daß Du vor uns nicht unnöthiger Weise diesen Erinnerungen Ausdruck giebst. Auch wir sind berechtigt, zu verlangen, daß man unsere Gefühle schont, hörst Du! Was Deine Unart betrifft, deren Du Dich soeben gegen mich schuldig gemacht hast, so werde ich darüber Deinem Onkel berichten."

Die Frau Oberst rauschte würdevoll, mit erhobenem Haupte aus dem Zimmer. Madeleine aber brach auf dem nächsten Stuhl zusammen, schlug ihre Hände vor das zuckende Gesicht und die in ihr stürmenden Empfindungen machten sich in einem heftigen Schluchzen Luft.

Else war dem sich im Zeitraum weniger Minuten abspielenden Vorgange mit einem Gemisch von starrem Entsetzen und staunender Bewunderung gefolgt. Wo nur Madeleine den Muth hernahm, ihrer Mama, vor der Alle im Hause einen unbegrenzten Respect hatten, so zu begegnen? Unentschlossen stand sie nun da und wußte nicht, sollte sie der Mama folgen oder bei Madeleine tröstend zurückbleiben. Ihr weiches Herz entschloß sich endlich zu einem Compromiß, und die Weinende liebevoll mit einem Arm umschlingend, plauderte sie tröstend, halb verweisend:

„Sei gut, Madeleine, weine nicht! Bedenke doch, wie sehr Du Mama erzürnt hast! Wüßtest Du nur, wie streng sie in solchen Dingen denkt und wie furchtbar peinlich ihr die Erinnerung an — na, an die leidige alte Geschichte ist, die ihr und Papa damals so vielen Kummer und so viele Widerwärtigkeiten bereitet hat. Und Du bist doch die Jüngere und hättest Dich nicht so weit hinreißen lassen sollen, Madeleine!"

Aber die Wogen der Erregung gingen viel zu hoch in der Brust der Gekränkten, als daß sie ruhigen Erwägungen zugänglich gewesen. Ungestüm aufspringend, machte sie sich heftig los und mit überschäumender, maßloser Leidenschaftlichkeit, rief sie:

„Geh', laß mich! Ich hasse Dich, ich hasse Euch Alle! Ihr kalten, stolzen, deutschen Barbaren."

Wie erstarrt, völlig wehrlos stand die blonde Else diesem schrankenlosen, südländischen Ungestüm gegenüber. Madeleine aber rannte heftig davon und schloß sich in ihr Schlafzimmer ein. Hier konnte sie ungestört und rückhaltlos sich der Pflege der ihr theuren Erinnerungen hingeben. Hier bewahrte sie mit frommer Pietät die wenigen Reliquien, die ihr aus einer sorgenlosen, heiteren Jugend, da noch warme Mutterliebe sie umgab, geblieben. Ueber ihrem Bette hatte sie die Photographien ihrer Eltern angebracht, zur Seite des Krucifixes, das ihr der Prediger bei ihrer Confirmation geschenkt.

In einer Schublade ihrer Commode hob sie die wenigen Schmuckgegenstände auf, die sie von ihrer Mutter her besaß, ferner einige Papiere, von denen sie sich nicht hatte trennen mögen: ihre Schulzeugnisse, den Confirmationsschein und eine Anzahl von Briefen, die alle von derselben Hand herrührten und mit dem stolzen Namen: „Gaston de Saint Sauveur" unterzeichnet waren. Auch ein Bild besaß sie von dem Briefschreiber, das denselben in der kleidsamen Uniform der Kadetten von St. Cyr darstellte.

Gaston de St. Sauveur war der um drei oder vier Jahre ältere Gespiele ihrer Kindheit. Er war der Sohn eines ehemaligen Offiziers und einstigen Regimentskameraden von Madeleine's Stiefvater, die Beide, nachdem sie den activen Dienst quittirt, Anstellung im Civildienst gefunden. Jahrelang hatten die Familien in Nancy in enger Freundschaft verbunden gelebt und Gaston war der tägliche Gespiele Madeleine's gewesen, ihr kindlicher Ritter und Beschützer. Später, als Gaston eine Freistelle in St. Cyr erhalten, sahen sie sich nur zweimal im Jahre während der Ferien, aber die schwärmerischen Beziehungen, zu denen sich die Kinderfreundschaft allmählich entwickelt hatte, setzte sich in einem von beiden Seiten mit Eifer gepflegten Briefwechsel fort. Erst als Gaston's Vater von Nancy nach einem entfernteren Departement versetzt worden, schlummerte die lebhafte Correspondenz allmählich ein. Einige Jahre vor dem Tode ihrer Mutter hatte Madeleine nur noch erfahren, daß Gaston als Lieutenant in die Armee eingestellt worden war.

Dann trat eine lange Pause in ihren beiderseitigen Beziehungen ein, die nur einmal, als Madeleine's Mutter starb, unterbrochen wurde. Auf die Todesanzeige, die Madeleine dem Jugendfreunde sandte, traf ein kurzes Beleidsschreiben ein. Ihr letzter Brief, in dem sie ihm ihren Wegzug von Nancy, sowie ihre neue Adresse mitgetheilt hatte, war unbeantwortet geblieben.

Auch heute, wie jedesmal, wenn das Heimweh sie befiel, suchte Madeleine die Briefe hervor. Mit überströmenden Augen las sie sie wieder und das Herz wurde ihr weh und weich. Sie fühlte sich zum Sterben einsam und verlassen und in überquellendem Verlangen nach Trost und Liebe strömten Worte der Klage und Sehnsucht über ihre zuckenden Lippen.

„O Gaston, Gaston, warum hast Du Deine kleine Madeleine verlassen? Komm, o komm und hole mich aus diesem garstigen, unfreundlichen Lande in unsere schöne sonnige Heimath zurück!" . . .

Gegen Mittag ertönten Männerschritte vor ihrer Thür, Madeleine hatte gerade noch so viel Zeit, ihre Briefe zusammenzurafen und in das Schubfach der nahestehenden Commode hineinzuwerfen, als Oberst von Marenburg eintrat. Sein Gesicht sah ungewöhnlich ernst aus und ein Ausdruck von Kummer und Betrübniß sprach aus den sonst so freundlich blickenden Augen.

„Madeleine", begann der Oberst in einem Tone, der härter klang, als sie es von ihm gewöhnt war, „Du hast Dir eine Unziemlichkeit gegen Deine Tante zu schulden kommen lassen."

Sie stand aufrecht ihm gegenüber, das Gesicht unwillkürlich senkend. Die weichen Empfindungen, in denen sie noch eben geschwelgt, wichen flugs einer Aufwallung von Trotz und Bitterkeit.

„Die Tante hatte mich gereizt", erwiderte sie kurz, „und mich schwer gekränkt."

All der Schmerz und die Empörung, welche sie während des Wortwechsels mit der Tante beherrscht, kam von Neuem über sie und mit leidenschaftlicher Heftigkeit stieß sie heraus:

„Ich ertrage es nicht, daß Ihr mich über die Achsel anseht, weil mein Vater ein Franzose war. Ich bin nun einmal eine Französin und werde es immer bleiben, wenn Ihr mich auch Alle darum haßt."

Er sah sie eine Weile schweigend, leise den Kopf bewegend an. Dann entgegnete er und seine Stimme klang diesmal weich und mild:

„Thörichtes Kind! Niemand denkt daran, Dir aus Deiner Nationalität, die Du Dir ja nicht selbst gegeben hast, einen Vorwurf zu machen. Niemand bei uns überhaupt haßt Jemanden, weil er ein Franzose oder ein Engländer oder sonst von irgend welcher fremden Nation ist. Im Gegentheil —" ein feines Lächeln huschte über sein Gesicht — „hast Du noch nicht bemerkt, daß Du als Französin für Deine Cousine von viel größerem Interesse bist, als Du es sonst wärest? Du wirst, je länger Du bei uns weilst, je öfter die Erfahrung machen, daß auf uns Deutsche alles Fremdländische einen eigenen Reiz ausübt . . . Wenn die Tante sich, was ich bedaure, zu einigen harten Aeußerungen hinreißen ließ, so geschah es also nicht aus diesem Grunde, sondern aus eines